

(Nachdruck verboten.)

101

## Im Kreise.

Erzählung von Waclaw Sieroczewski.  
Deutsch von Rosa Schapire.

Alexander ging; ein Knabe führte ihn von einer Jurte zur andren, natürlich fand er den Kniaz nicht. Alexander kam nach zwei Stunden ärgerlich und müde ins Gemeindegemach zurück.

„Es giebt also heute keine Versammlung?“

„Ja, wer weiß! Ohne den Kniaz kann man sie nicht abhalten. Morgen denn.“

„Die Sonne neigte sich gegen den Westen. Alexander stand auf.“

„Du gehst? Willst Du hier nicht übernachten?“ fragte Meilach unruhig. „Bleib' nur, wir brechen zusammen auf.“

„Morgen komm' ich wieder, jetzt aber muß ich gehen.“

Er hing seine Waffen um und ging in den Wald. Es that ihm um die verlorene Zeit leid und es ärgerte ihn, daß sie ihn zum Besten hatten, denn daß sie ihn betrogen, daran zweifelte er nicht. Er wußte auch, daß wenn sie ihn diesmal keine definitive Antwort geben, er bis zum nächsten Jahre warten müsse. Die Versammlung konnte morgen schon auseinander gehen, vielleicht gar nicht stattfinden; alle Gemeindevorsteher aber noch einmal zusammenberufen, war eine Unmöglichkeit. So würde denn alles beim alten bleiben, und er würde all' diese unnützen, beinahe schon lächerlichen Schritte noch einmal machen müssen. Unter solchen Gedanken ging er allmählich denselben Weg wieder zurück. Er war überzeugt, daß der Kniaz da sei, und wollte die Jakuten beschämen. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Hinter einem Baumstamme am Rande des Waldes verborgen sah er, wie die Ältesten allmählich zurückkamen. Auch der Kniaz erschien, in Gesellschaft eben jenes Knaben, der ihn ihn suchen geholfen hatte. Es schienen Alexander sogar, daß er aus derselben Jurte heraustrat, in der er vor ganz kurzer Zeit nach ihm gefragt hatte. Er wartete, bis sie in der Thür des Gemeindegemaches verschwunden waren, dann aber folgte er schnell. Drinnen wurde laut gelacht.

„Wo ist der Kniaz? Schickt um den Kniaz“, rief Meilach, Alexanders Tonfall nachahmend.

„Was willst Du, verfluchter Fremder?“

„Er soll mir Kapitons Feld übertragen, eine Frau geben, Geräte und eine ganze Wirtschaft!“

„Die Felder sind mein, aber die Frau, das ist Deine Sache. Einverstanden!“ „Sie ist ja eine Russin“, verteidigte sich Kapiton.

„Was willst Du also?“

„Eine Feige dein Fremden! So rate ich.“

In diesem Augenblicke ging die Thür auf und Alexander trat herein. Die Anwesenden blieben wie versteinert sitzen. Niemand rührte sich.

„Guten Abend, Herr“, sagte Meilach, der zuerst seine Geistesgegenwart gewann. „Du hast gewiß was vergessen und das trifft sich gut, denn da ist auch der Kniaz.“

Alexander war empört, aber er ließ sich nichts merken.

„Ich bitte Euch“, wandte er sich höflich an den Kniaz, „sich erst mit meiner Sache zu befassen. Darum bin ich gekommen und hab's eilig, um den Fluß noch heute zu überschreiten.“

„Welche Sache?“

„Es handelt sich ums Feld. Warum geht Ihr vor, nichts zu wissen? Den ganzen Tag habt Ihr Euch versteckt und jetzt sucht Ihr Ausflüchte.“

Der Jakute wurde rot und hob den Kopf.

„Ich hab' nichts Böses gethan und brauch' mich nicht zu verstecken. Fremdes Gut wollen wir uns nicht aneignen. Es giebt noch keine Antwort vom Gouverneur, darum können wir die Sache auch nicht erledigen.“

„Was soll mit diese Antwort! Ihr habt ein Gesuch eingereicht, daß man meine Tochter ausweise. Ich soll bleiben. Drei Verordnungen habt Ihr aus der Stadt bekommen, darunter auch eine Verfügung vom Gouverneur, das weiß ich wohl.“

„Darauf werden wir schon antworten.“

„Ihr schlagt's also ab? Der Kniaz selbst hat mir doch geraten, diese Versammlung abzuwarten.“

In Alexanders Stimme zitterte verhaltener Aerger.

„Was kann ich denn machen?“ antwortete der Jakute.

„Die Gemeinde befiehlt. Ist's ihr recht, so bewilligen wir. Aber alles Feld in Deiner Nähe ist vergeben. Dort hat Kapiton sein Feld, und er ist nicht einverstanden.“

„Es geht niemand was an, ob es mein ist oder fremdes“, schrie Kapiton. „Wir geben es nicht. Meine Landsleute haben nicht so viel überflüssiges Feld! Wir brauchen alles selbst und werden alles in diesem Jahr anbauen. Wenn der Kniaz will, so kann er ja den Fremden zu sich nehmen, oder ihm jenseits des Flusses Land anweisen. Ist's nicht so?“

„Wir haben kein Feld! Da giebt's nichts zu reden!“ schrien sie einmütig. Unter ihnen war auch Tus, Toj's Vater und sogar Froschangen.

„Jenseits des Flusses . . . Auf dem Felde der Tataren höchstens“, bemerkte Meilach gleichgültig.

Alle schwiegen.

„Da giebt's nichts zu reden . . . Wir haben kein Feld!“ sagte der Kniaz ruhig und fest und stand auf.

„Das ist nicht wahr! Feld giebt es schon und es liegt seit Jahren brach. Ihr müßt es nicht und andern gönnt Ihr's nicht. Ich bin bereit, Dir Land genug zu zeigen, Kniaz, das sich zum Bebauen eignet.“

„Mag sein! Das wird dann unsern Kindern nützen.“

„Hör!“, sagte Alexander ruhig. „Seh' Dich, Kniaz, und auch ich will mich sehen. Hör! Ihr kennt mich doch. Seit zwei Jahren lebe ich unter Euch, habe ich jemand etwas Böses gethan? Hab' ich jemand auch nur mit 'nem bösen Worte gekränkt?“

„Ist schon wahr!“ gaben sie zu. „Du hast nichts Schlimmes gethan, wir sind mit Dir zufrieden und bitten Dich, sei auch in Zukunft so.“

„Ihr habt mir ein Haus gegeben, Ihr gebt mir Nahrungsmittel. Das alles kostet Geld.“

„Na, das weißt Du selbst!“

„Feld aber kostet nichts. Gebt mir Feld, ich werde arbeiten und nichts von Euch verlangen.“

„Höre, so haben auch andre gesprochen. Wir haben gegeben und dann hatten wir kein Feld und keine Ruhe. Wir mußten sie bis zuletzt füttern. Warum sollen wir Dir glauben?“

„Seht Ihr, Räubern, Lumpen habt Ihr gegeben!“

„Aus Angst haben wir gegeben, aber wir hätten es nicht thun sollen.“

„Ich will Euch eine geschriebene Verpflichtung geben, daß ich auf alles verzichte.“

„Was nützt uns ein Fetz Papier, wenn Du vor Hunger stirbst? Hat ein Mensch Hunger, so wird er toll.“

„Höre, Fremder“, sagte der Kniaz ebenso friedfertig und einleitend wie Alexander. „Du sagst, es giebt Feld genug. Ihr bestellt's nicht, wozu brauchst Ihr's? Ist's etwa nicht so? Du verlangst scheinbar nicht viel — wohl zehn Zehntel. Wir könnten's abteilen und geben. Gesetzt den Fall, wir geben es: Du baust, Du pflügst, Du säest, Du verpachtest Feld. Schön! Eure Felder sind ausgedehnt, überall Bäume und Gräben. Ihr schlägt Pflöcke ein, Ihr macht Fußwege, Ihr ruiniert unsere besten Weideplätze auf den Hügeln, wo die süßesten Kräuter wachsen und untre Herden fett werden. Das Vieh, das überall auf Bäume süßt, läuft verstört und hungrig umher. Fern vom Gehöft muß es sich seine Nahrung suchen, weite Märche machen, findet weniger Nahrung, so wird's denn auch magerer und giebt weniger Milch. Wir leben von unsren Herden, Ihr lebt vom Ackerbau. Wo Euer Wohlstand sich mehrt, dort gedeiht für uns das Unglück. Du sagst, Du bist gut, und weil Du für Gerechtigkeit gekämpft hast, haben sie Dich hergeschickt; da mußt Du auch einsehen: was haben wir davon, wenn wir Euch Feld geben und selbst in die Wüste müssen? Das ist doch das Land unsrer Väter. Als sie herkamen, gab es hier nur Wälder, Wild und Mücken. Sie haben die Wiesen gereinigt, die wilden Tiere verschucht und die Insekten mit Rauch vertrieben. Warum sollen wir von hier fortgehen? Sag' mal, Fremder, was würdet Ihr wohl sagen, wenn wir in Euer Land kämen und unser Vieh auf Euren Feldern grasen würde? Ich glaube,

auch wir brauchen nichts von unfrem Land abzutreten. Würden unfre stünder nicht eines schönen Tages kommen und sagen: Dumm waren die Väter, Reichtum haben sie weggegeben, Steine und Schmutz sind uns geblieben. Was nützt es uns, wenn auf unsern schönen Wiesen die Fremden ein bequemes Leben führen? Auch wir werden mit der Zeit pflügen und säen und schon beginnen wir damit. Allmählich, denn auf einmal wirft man seine Herden nicht fort und die Felder tragen hier auch nicht jedes Jahr. Haltet doch auch Vieh. Warum also wollt Ihr uns Land fortnehmen?"

Alexander fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schwieg.

"Land bewilligt mir das Geseh", sagte er schließlich trocken, "und das Geseh hat mich hergeschickt."

"Das Geseh? Hör' mal, Fremder, haben wir's etwa geschrieben? Ihr schreibt, was Ihr wollt. Und natürlich nicht zu Eurem Schaden!"

"Gernig, wir geben's nicht!" schrien sie von allen Seiten.

"Einem Dieb, einem Mörder würdet Ihr's geben."

"Mit dem würden wir auch nicht so sprechen," antwortete der Kniaz.

"Hör, Lissandra, wir wollen Deine Unterstützung vergrößern für Deine gute Aufführung. Ich gebe Dir mein Wort darauf", sagte Kapiton.

"Natürlich wird die Gemeinde einverstanden sein, wenn sie der Fremde darum bittet," unterbrach der Kniaz großartig. "Wir sehen ein, jetzt, wo Deine Tochter hier ist, genügt das frühere Quantum nicht, dann werden wir Dir für den Sommer ein Pud\*) Fleisch und ebensoviel Milch zugeben. Bist Du nun zufrieden? . . . Und im Herbst sprechen wir wieder."

"Nimm, Fremder, das ist ja besser für Dich!"

Alexander wischte sich den Schweiß von der Stirn.

"Ich will nicht, ich will Feld!"

"Das giebt's nicht."

"Wenn wir Feld erst einmal gegeben haben, kriegen wir's nie wieder."

"Wo sich ein Russe niederläßt, dort giebt's in einem Jahre gleich ein ganzes Dorf. Wieder wird's Schlägerei geben und Diebstahl, selbst wenn Du gut bist."

"Sie taugen alle nichts und versprechen immer dasselbe. Wir haben schon genug davon."

"Wer weiß, wie Du wohl sein wirst, wenn Du erst Feld bekommst! Gute Leute schicken sie doch nicht her!" schrien die Satuten.

"Ich werde es nehmen, wenn Ihr's nicht gebt."

"Nimm, wenn Du kannst," lachte der Kniaz, "aber ohne unfre Erlaubnis, das sag' ich Dir!"

Alexander nahm seine Mütze und schritt zur Thür.

"Fremder, he Fremder!" rief ihm Kapiton nach. "Nur ein Wort!"

"Was willst Du?"

"Wessen Boden willst Du nehmen?"

Alexander wandte ihm den Rücken und ging fort.

Die Sonne verbarg sich schon hinter einer dichten Wolke, die von den Bergen an der äußersten Linie des Horizontes ausgehend, in sonderbar gewundenen Formen den ganzen Himmel bedeckte. An ihren häßlichen, gleichsam saferigen Rändern ließ das Abendrot all seine Schönheit aufgehen; Gold, Silber und Regenbogenfarben fähten ihren Rand ein, opalfarbene und amethystblaue Strahlen spielten darauf und unter der Wolke auf dem bloßen Himmel, der mit kleinen Sternen besät war, lag wie eine Schicht glänzenden Purpurs. Nebel und Dämmerung erfüllten die Ebene.

Alexander schritt schnell aus. Er fühlte wie Wpathie und Efel in ihm aufsteigen. Weit hinter ihm, mit ihren hellglänzenden Fenstern lag Meilachs Jurte. Durch den Wald schimmerte schon der Fluß. Aber die Nacht brach schnell herein, und er hatte kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt. Wieder war er mitten unter den ins Eis gehackten Löchern, unter Abgründen, Furten und verräterischen Antiefen. Kaum schimmerte der Schnee und die dunklen Wasserflecke hoben sich undeutlich im grauen Dämmerlichte ab. Oft sah er sie dann erst, wenn er mit seinem langen Stöcke in ein Loch stieß, oder in das Flußwasser selbst, das schwarz war wie Tinte. Einige Mal fiel er ins Wasser, aber glücklich kam er immer wieder an die Oberfläche und holte sich nur nasse Kleider. Im Laufe des Tages waren Veränderungen in der

Lage der Spalten und Löcher vor sich gegangen, so daß er ganz und gar dem Zufall überlassen war. Er tappte sich vor und war sich der Gefahr bewußt, die immer größer wurde, je mehr er sich in das Gebiet der gewundenen, reizenden Strömungen begab. Aber der Gedanke an Zofia, die allein in Froshauges schmutziger Jurte auf ihn wartete, und die unangenehme Notwendigkeit, bei Meilach zu übernachten, wenn er zurückging, gab ihm neuen Mut. Er ging sehr langsam, streckte den Stoc weit vor, lauschte und spähte nach allen Seiten. Er konnte nicht mehr weit vom großen ins Eis gehauenen Loch gehen; die Gefahr des Hineinfallens war nicht groß, da das Wasser dort seicht war, es war nur fraglich, in welchem Zustande das Eis um die Löcher und die tiefen Stellen im Wasser war. Er blieb stehen und horchte, ob nicht irgendwo eine Welle rauschte, er spähte aufmerksam, ob er nicht Wasser sehen könnte, Klopfe mit dem Stöcke auf, um am Klange zu erkennen, an welchen Stellen es hohl war. Und wenn er glaubte, daß alles in Ordnung sei, ging er weiter.

Blöglich hörte er's hinter sich krachen, und er selbst glitt immer schneller einen Abhang entlang, bis er hinsiel. Zu seinen Füßen rauschte das Wasser. Einen Augenblick lag er unbeweglich und hielt sich mit Aufgebot all' seiner Kraft an der Eisscholle fest, die unter ihm schwankte. Seine Füße hingen in der Luft. Er konnte sich ja mit dem Stoc, den er nicht hatte fallen lassen, weiter tappen, aber er wagte nicht, eine Bewegung zu machen, da er wußte, daß die geringste Unvorsichtigkeit ihn in den Strudel reißen könnte, und dann würde ihn die Eisscholle wie ein Sargdeckel begraben. Er befreite seine rechte Hand und zog vorsichtig das Messer aus der Scheide. Dennoch kam die Scholle aufs neue ins Schwanken und er glitt einige Linien tiefer.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilleton.

eg. Feierabend. "Thut mir sehr leid, Wenzel," sagte der Meister und schob dem Arbeiter mit seinem Wochenlohn auch das Krankenzuch hin.

Wenzel war wie aus den Wolken gefallen: "Ich soll doch nich —?"

"Ja, Feierabend." Der Meister machte eine Gederde der Mallosigkeit. "Stamm mir nicht helfen. Geh'n ja auch selber, das nicht zu thun ist." Er löste einige Geldrollen, um sie auf dem Zahlbrett aufzustapeln. "Sie sind nicht der Einzige. Da . . ." er wies auf einen Haufen blauer Bücher, "die kommen auch noch dran heute." Er zählte die Münzen. "Am nächsten Sonnabend wieder 'n Schub. Am übernächsten. Und so weiter!"

Wenzel sah wie gebannt auf die funkelnden Gold- und Silberstücke, welche sich dort aneinander reiheten. Dann knöpfte er mit unsicheren Händen den Paletot zu. "Ich bin verheiratet, Meister. Und hab' vier Kinder." Ohne Wortwurf und Demut, nur wie eine leise Mahnung klang es.

"Weiß ich, Wenzel, weiß ich." Der Meister beugte sich tiefer über das Zahlbrett.

Wenzel drehte sein blaues Büchlehen noch immer in den Händen. "Wenn man jetzt raus kommt . . . dann . . . is doch . . . von tegendwo 'reintommen, mein ich, is doch keine Rede vorläufig."

"Ja. Es ist überall schwaab. Eine böse Zeit." Der Meister nickte einige Male vor sich hin, ohne aufzusehen. "Eine bitterböse Zeit!"

Der Entlassene ließ das Buch zögernd in die Tasche gleiten. Er griff zum Hut: "Na — denn adios, Meister." Schweratmend wandte er sich noch einmal zurück und sagte in einem Tone, als müsse er sich selber überwinden: "Läßt es sich denn gar nicht machen, Meister?"

Der trommelte nervös ein Weilchen auf dem Breit herum. Dann fuhr er, einige Münzeweichen durcheinander werfend, schroff auf: "Glauben Sie denn, es macht mir Vergnügen, einen nach dem andern rauszuschmeißen? Ich kann's doch nicht ändern! Ich bin doch man selber bloß 'n Handlanger hier!"

Mit einer Verzweiflungsgeste ließ er sich wieder auf seinen Stuhl fallen, fräste den Kopf in die Kufe und zählte weiter.

Wenzel ging, nachdem er flüchtig von den Kollegen Abschied genommen. Wie eine Drohung lag's über allen. Die in besseren Zeiten am Sonnabend reichlich fliehenden Scherzworte, das heitere Frohgefühl, einen freien Tag vor sich zu haben, schienen verjagt, erstarrt. Und der hier und dort aufspritzende Galgenhumor fand kein vollkommendes Echo. Niemand wußte, ob nicht in den nächsten fünf Minuten auch ihm das blaue Buch als erschreckende Zugabe zu dem knappen Lohn hingeshoben werden würde . . .

Auf dem Hofe trafen die aus verschiedenen Abteilungen der Fabrik kommenden Arbeitertruppen zusammen. Wie ein Strom, der von allen Seiten durch schmale Nebenflüsse verstärkt wurde, wogte die dunkle Masse zum Hof hinaus, durch das mächtige Eisenthor auf die Straße. Auch hier war die sonstige Lebhaftigkeit gedämpft durch

\*) 40 Pfund.

die stille Miene der Bielen, welche den Abschied in der Tasche trugen.

Wenzel sah und hörte nichts. In seinem Gehirn drehte sich alles um den einen Gedanken. Und halblaut murmelte er's vor sich hin: „Feierabend! Feierabend!“

Plötzlich schlug ihm jemand kräftig auf die Schulter. „Na, Wenzel, noch fertig?“

Der Angeredete sah auf. Günther war's, der lange Schmied. Dessen Gesicht war nur flüchtig gewaschen; den Hut hatte er ins Genick gehoben und eine kampfsüchtige Miene aufgesetzt. Aus den Augen funkelte grimmige Ironie: „Wird Zeit, daß man sich 'mal ausruhen kann, was? Vor zwei Jahren häßt' man an jedem Tag fünfundsanzig Stunden schufsen mögen . . . und nu: adjös!“

Wenzel machte eine fragende Bewegung: „Auch?“

Der Schmied lachte: „Natürlich. Abgefägl! Die Knochen sind jetzt übrig!“ Er fuhr sich mit einer wilden Bewegung durchs Haar: „Sie spielen Fangball mit uns! Hahaha! Fangball!“

Wenzel nickte dumpf vor sich hin: „Jaja. Fangball.“

Der Schmied ballte die Fäuste: „Nu schmeißen sie uns auf 'n Damm . . . da lieg', du Hund! Verredel! Häng' Dich auf!“

„Und Du hast doch bloß zwei Kinder,“ sagte Wenzel mit einem Anflug von Reid.

„Bloß? Jaja. Aber was ist denn bei denen 'n Fünfsroschenbrot! Die Krabben haben ja 'n Appetit . . . es is 'n reines Anglück. Nicht satt zu kriegen! Und immer vergnügt! Und so gesund!“ Er machte eine Pause. Der wilde Ausdruck in seinen Zügen war ganz verschwunden, als er sagte: „Man hat ja seine Freude dran. Aber wenn's so kommt . . . so!“ Er schüttelte den Kopf.

„Denn möcht' man schon lieber überhaupt sagen: Feierabend!“

Wenzel senkte entnützt den Kopf.

„Was?“ Der Schmied richtete sich mit einem Nuck auf; stahlzäh Energie schien alle Sehnen zu spannen. „Davon steht ja nu nicht drin! So weit sind wir noch nicht, mein Jungel!“ Er blieb stehen und reichte Wenzel die Hand. „Bloß nich unterkriegen lassen, verstehst Du? Auf irgend eine Art verschaff' ich meinen Bengels schon Futter. Adjös, Wenzel!“

Mit langen Schritten bog er in eine Nebenstraße ein.

Wenzel schlenderte weiter; er wohnte am andern Ende der Stadt. Sonst fuhr er mit dem Omnibus; heute hielt er die Hand fest auf den vorläufig letzten Wochenlohn. An gefüllten Läden, blinkenden Spiegelscheiben, belebten Restaurants führte sein Weg vorbei. Und er dachte fortwährend daran, auf welche Weise er seine ahnungslose Frau unterrichten sollte von dem Vorgefallenen. Wie er es aussprechen sollte, das drohende Wort: „Feierabend!“

gr. Unzweckmäßige Spielsachen. Spielzeuge sollen dem kindlichen Schaffensgeist, dem Drang nach Bethätigung, der Ausübung körperlicher Geschicklichkeit und der Entwicklung des Kombinationsvermögens Anregung und Nahrung geben. Nicht mit Unrecht hat man in dieser Hinsicht den einfachen Sandhaufen nenerdings als ganz besonders empfehlenswert hingestellt. Daß Technik und Mechanik sehr gute und empfehlenswerte Spielwaren, die zum großen Teile in Gestalt von Werkzeugkasten verschiedener Art, von Lehr-uhren, zusammensetzbaren Maschinen usw. gleichzeitig als Lehrmittel zu betrachten sind, geschaffen haben, ist unbestreitbar. Betrachtet man aber die tauchenden Fische und Unterseeboote, wie sie gegenwärtig auf den Spielwarenmarkt gebracht werden, auf ihren Wert als Spielwaren, so ist dieser äußerst gering. Diese Fabrikate sind nämlich so eingerichtet, daß sie im Wasser selbstthätig auf- und niedertauchen. Man könnte zuerst denken, daß diese Fabrikate doch wirklich einen guten Zeitvertreib für Kinder darstellen und gerade dieser erste Eindruck wird dazu führen, daß sie vielfach gekauft werden. Auch läßt sich nicht verkennen, daß jedes Kind zuerst seine helle Freude über derartige Spielzeuge haben dürfte. Was kann es aber nun mit tauchenden Fischen und Unterseebooten bezinnet? Das Spiel damit setzt einen großen Wasserbehälter voraus. In den Städten sind die Flüsse und sonstigen Gewässer fast durchweg mit so hohen Ufern eingefast, daß sie für das Spiel der Jugend wohl kaum in Frage kommen, ganz abgesehen davon, daß gewiß viele Eltern ihren Lieblingen ein Spielen auf und am Wasser wegen der Gefahr des Hineinfallens kaum gestatten werden. Schließlich kann aber auch diese Verwertung von den hier in Frage stehenden Spielsachen nur im Sommer in Betracht kommen.

Es bleibt noch die Möglichkeit, daß die mit tauchenden Fischen und Unterseebooten besetzten Kinder diese Spielzeuge in mit Wasser gefüllte Gefäße setzen und innerhalb der Wohnung damit spielen. Die dadurch zu erreichende einzige Beschäftigung besteht nun darin, daß das Kind das Auf- und Niedertauchen verfolgen kann. Aber jedes einigermassen intelligente Kind wird diesen langweiligen Zeitvertreib schon nach ganz kurzer Zeit satt bekommen müssen. Eltern, die sich nicht die Mühe nehmen, auch beim Einkauf von Spielwaren und bei der Ervägung der Benutzungsmöglichkeiten kritisch vorzugehen, werden nun natürlich sofort das bekannte Klage lied anstimmen, daß die Jugend auch die Spielzeuge, über die sie sich zuerst unbändig freut, schon nach ganz kurzer Zeit achlos liegen läßt. Und doch ist diese Erscheinung in der Natur so unzweckmäßiger Spielwaren wie diese, welche dem kindlichen Bethätigungsdrang gar keine Möglichkeit geben, durchaus begründet und daher leicht erklärlich! Es darf nicht vergessen werden, daß auch die Beschaffung von Gefäßen mit Wasser seine Schwierigkeiten für das Kind hat, denn die relativ geringe Freude mit dem Auf- und Niedertauchen von Fischen und Unterseebooten ist doch nur dann lohnend, wenn recht große Gefäße zur Verfügung stehen, über die naturgemäß bei den beschränkten

Wohnungsverhältnissen in den Großstädten der größte Teil der Bevölkerung nicht verfügen kann, oder die doch auch erst wieder beschafft werden müßten. Der einzige Reiz, den derartige Spielwaren auf Kinder ausüben können und werden, ist der, den geheimnisvollen Mechanismus kennen zu lernen. Dieses ganz verständige Verlangen wird dazu führen, daß schon nach ganz kurzer Zeit von dem Kinde versucht werden wird, daß Innere des Unterseebootes oder eines tauchenden Fisches kennen zu lernen, und daß ein teilweises oder vollständiges Öffnen eines solchen technischen Kunstwerkes zu dessen Unbrauchbarkeit führen muß, bedarf keiner Erörterung. —

Wie der Kachelofen geheizt werden soll. Von einem Töpfermeister wird uns geschrieben: In vielen Haushaltungen wird beim Heizen des Kachelofens, besonders bei Verwendung von Torf oder Preßkohle, eine ganz verkehrte Methode angewendet. Man glaubt nämlich am Feuerungsmaterial zu sparen, wenn man die Brennstoffe nur zur Hälfte anbrennen läßt und darauf die Feuerungsthür fest zuschließt. Schon beim geringen Ueberlegen müßte sich aber doch jeder sagen, daß ein halb verbranntes Quantum Feuerungsmaterial nicht die Wirkung erzielen kann, wie ganz verbranntes, denn nachdem die Feuerungsthür geschlossen, erlischt die helle Flamme, und der noch unverbrannte Brennstoff wird später zum erheblichen Teil mit in die Asche gethan. Bei nicht hermetisch schließenden Feuerungsthüren dagegen, wird wohl bei einem zu früh geschlossenen Ofen der Brennstoff nachträglich langsam zur Asche, hat aber so nicht die geringste Kraft, mit zur Erwärmung des Kachelofens beizutragen. Wird bei einem geheizten Kachelofen, nachdem dieser geschlossen, ein Taufen in demselben gehört, so schließt die Feuerungsthür nicht hermetisch; dieselbe muß je nach ihrer Beschaffenheit entweder verstittet oder vom Schloffer repariert werden.

Angenehm warm wird der Kachelofen am besten, wenn beim Heizen etliche dicke Holzstücke unter den Torf oder die Preßkohlen gelegt werden, und der Ofen dann erst geschlossen wird, wenn der Brennstoff vollständig zur Glut geworden ist. Für 5 Pfennig Holz und für 10 Pfennig Preßkohlen genügen, einen wärmeren Kachelofen zu bekommen, als wenn man für 15 Pf. Preßkohlen verwendet hätte. Bei Mitverwendung von dicken Holzstücken brennt die Preßkohle schneller und besser aus. Da das Holz eine größere Stichflamme erzeugt, als Preßkohle oder Torf, wird der Kachelofen in den oberen Kachelstadien erheblich wärmer, als wenn nur Torf oder Preßkohle verwendet wird. Um Explosionen bei Kachelöfen zu vermeiden, ist während des Heizens, sowohl beim Feueranmachen wie beim Nachlegen von Brennstoff eine möglichst helle Flamme im Ofen zu halten, das heißt: das Feuer darf nicht erstickt und nicht längere Zeit im glimmenden Zustand gehalten werden, weil sich auf diese Weise Gase in den Zügen bilden, welche sich bei plötzlichen Wiederaufladern entzünden, und so Explosionen hervorrufen können. Häufig kommen Explosionen beim Verbrennen von Reisig (Weihnachtsbäumen) und Hobelspänen vor; das wird aber unmöglich gemacht, wenn das Feuer beim häufigen Nachlegen nicht erstickt wird, sondern fortwährend helle Flammen im Ofen gehalten werden. Explosionen sind auch bei geheizten und längere Zeit schon geschlossenen Kachelöfen nicht ausgeschlossen, wenn die Ofen wieder geöffnet werden, um Papier oder andre leicht brennbare und hell aufladende Gegenstände bei Seite zu schaffen. Es sollte daher von jedermann vermieden werden, einen geheizten Kachelofen als Papiertorb zu benutzen.

### Theater.

Kleines Theater. „Erdegeist“. Eine Tragödie in vier Akten von Frank Wedekind. — Es ist derselbe Prometheus in dem „Erdegeist“ wie in Strindbergs „Kausch“, jener Typus, den Frau Eholdt mit so unerreichter Meisterkraft, echt in jeder Miene, jedem Tonfall und in jeder Bewegung spielt. Aber was man bei Strindberg aller launenhaften Willkür und Zerfahrenheit zum Trotz wenigstens in der ersten Hälfte des Dramas als ein lebendiges, tief-bedeutungsvolles Geschehen mitempfindet, das zieht bei Wedekind als eine Reihe bunter Karriosa und Anekdoten fremd an uns vorüber. Der Poet in dem Strindbergischen Stücke, den die Geliebte des Fremden mit schmeichlerischen Listen unstrickt und vernichtet, hat doch gewisse individuelle Züge, die menschliche Teilnahme an seinem Schicksal erwecken und es zugleich als ein notwendiges erscheinen lassen. Man sieht und fühlt es, wie die Fäden immer fester sich um ihn schlingen, wie, nach und nach, der Kausch des ersten großen Erfolges zusammenstehend mit dem Kausch der Sinnlichkeit den Blick ihm umnebelt. Es ist ein Werden, Entwicklung, Steigerung, nicht ausgemalt im einzelnen, aber festgehalten in den großen entscheidenden Momenten, und darum eine tiefe, stimmungsvolle Spannung des Gefühls erzeugend. Bei Wedekind geht es dagegen wie im Puppenspiele zu. Wenn Strindbergs geschmeidige Teufeln Einen ins Verderben stürzt, so wirkt Lulu gleich ins Breite. Drei Leichen, von einigen sonst gebrochenen Herzen noch ganz abgesehen, läßt sie als Zeugen ihrer Hölle macht auf dem Schlachtfelde zurück. Freilich sie sind auch danach! Keiner der Niedergemaltnen, keiner der glücklich Ueberlebenden, der sich einer menschlich eigenartigen Physiognomie erfreut hätte! Man hört von ihnen ungefähr so viel wie von Leuten, die als Helden irgend welcher Unglücksfälle in die Vermischten-Nachrichten, in die Word- und Selbstmordchronik der Zeitungen kommen; und dementsprechend ist die Teilnahme, die man für sie empfindet. Von einer inneren Entwicklung ist nicht die Rede. Lulu führt das ganze Stück hindurch im Grunde immer dieselbe Verführungsszene auf, nur die Opfer wechseln von Akt zu Akt. Es ist eine Art drollig pedantischer Gründlichkeit in diesem Demonstrationsverfahren. Wir

Jedenfalls wollte es nicht gelingen, nach dem Recepte der Besonderen Bedekinds in solchen Mantel Finessen eines ganz außerordentlichen Geschmacks zu entdecken. Bedekind, heißt es, ist der große Ironiker und Chirifer. Er ist nicht naturwahr, er ist nicht dramatisch, aber er braucht es auch nicht zu sein. Durch das Allerpersönlichste, durch eine Stimmung weltvergewisselnden Hohns rührt er uns doch in allen Seelentiefen auf. Aus dieser Stimmung heraus muß man verstehen und genießen, was er schafft. Dann gewinnt auch, was äußerlich als Stümpererei erscheint, die Marionettenhaftigkeit der Personen und Schicksale, geheimnisvollen Sinn. Es ist das eine der Arten, in denen er sich über Welt und Leben lustig macht. — Als Intention mag das in ihm vorhanden sein, aber in der Kunst gilt nur das Vollbringen. Nicht aus der Stimmung und Absicht, aus der es geschaffen, aus dem Eindruck, den es auf unbefangene Sinne ausübt, ist das Wesen eines Werkes zu erkennen und zu werten. Sicher wäre der Stoff, den Bedekind uns vorführt, oft ironischer Behandlung fähig. Es hätte eine treffliche Tragikomödie des Gimpelsanges werden können, aber der „Erdegeist“ ist diese Tragikomödie nicht. Der Dichter wird nicht Herr des Stoffes, die Ironie blüht nur in einzelnen burlesken Wendungen auf, geht nicht organisch umbildend, alles Besondere aus sich heraus gestaltend, in die Tiefen hinein. Unvermittelt schieben sich Melodramatik und Burleske durcheinander und heben jede Einheit in der Stimmung auf.

Im ersten Akt trifft das Schicksal einen reichen Medizinalrat. Dr. Schön, ein Freund Lulus, der sie vor Jahren aus dem Schanz aufgefunden und das gefährliche Geschöpf gern los sein wollte, hat sie bei dem alten Herrn eingeführt, der dann auch schleunig in die Falle ging. Der neugebaute Gemahl begleitet sie ins Atelier, allwo ein junger Künstler sie im Pierrotkostüm malen soll. Einmal hat er die Unvorsichtigkeit, auf zehn Minuten zu verschwinden und im Handumdrehen hat Lulu auch die Künstlerseele schon verheert. Eine wilde Jagd beginnt im Atelier. Wie der Medizinalrat eintritt, rührt ihn in seinem Schreck der Schlag. Tot fliegt er zu Boden. Lulu zieht ein betäubtes, schüchternes Gesicht, doch nur zum Schein. Erschüttert weist der Maler die sich Aufdrängende ab, bis ihn dann bald ein paar kleine kofette Listen zurückgewinnen. Im nächsten Akt ist die Reihe an ihn, der in der Zwischenzeit zu Lulus Gatten abanciert. Dr. Schön macht Lulu ernste Vorhaltungen, daß sie mit diesem hübschen und gefunden Burschen, sich wirklich nun begnügen und ihn, den Doktor fernerhin in Ruhe lassen möge. Er habe sich verlobt, Lulu begreift nicht die Bedenkslichkeiten. Ein Streit entsteht. Der Maler hört die Wahrheit aus des Doktors Munde und schneidet kurz entschlossen im Nebenzimmer sich den Hals ab. Im dritten Akt geht es dem Doktor an den Kragen. Lulu ist Tänzerin. Butentbrami ob ihrer ewigen Verfolgungen stürzt er in ihre Garderobe, wo sie nach wiederum erfolgreicher Verführung ihm einen Mißgebrieff an die Verlobte in die Feder diktiert. Nun hat sie ihn, „den Einzigen, den sie wahrhaft liebte“, aber treibt es in seinem Hause toller, dem je zuvor. Ein Trio von Liebhabern, „ein angeblühter Vater“, ein Akrobat, ein Gymnastik erfreut sich an des Doktors guten Weinen. In jeder Ecke, unter jedem Tisch ist ein männliches Wesen versteckt, eine verhängliche Dame lauert hinter dem Ofenschirm. Noch eine Liebeszene mit dem Bruder des Doktors, dann fährt der Mann dazwischen. Er preßt ihr den Revolver in die Hand, vor seinen Augen soll sie sich erschließen. Wie er sich wendet, drückt sie auf ihn los. Der Doktor bricht zusammen und der zitternde Gymnastik, der aus seiner Ecke nicht rechtzeitig entschlüpfen konnte, jammert, daß man ihn nun wohl aus der Schule jagen wird. Die Laufbahn Lulus aber dürfte nun beendigt sein.

Wenn das Stück, das schon einmal vor Jahren in München aufgeführt wurde, diesmal einen nicht bestrittenen Theatererfolg hatte, so dankt es das dem ganz ausgezeichneten Spiele. Frau Hofoldt war erstaunlich. Sie hatte in jedem Akt dasselbe zu spielen und brachte doch das Wunderwerk zu stande, durch den verschwenderisch ausgestreuten Reichtum immer neuer Nuancen, gleichmäßig bis zum Schluß zu fesseln. Vorzüglich gab Reicher den Dr. Schön. Aus dem blassen Schema eine in sich geschlossene Gestalt zu machen, das war unmöglich, aber den wechselnden Augenblicksstimmungen, vor allem dem tiefen Gel des Betrogenen verließ er wunderbar lebendigen Ausdruck. Auch die Nebenrollen wurden gut, Schigold, Lulus Vater von Herrn Ballentin sogar sehr gut gespielt. Schade, daß soviel Kraft und Mühe keinem größeren Werke galten. —

**Technisches.**

en. Ein neues Geschütz. „English Mechanic“ bringt die Mitteilung von der Erfindung eines neuen Geschützes durch zwei junge englische Ingenieure, Haycock und Horne. Beide haben seit 4½ Jahren an der Konstruktion einer neuen Schnellfeuerkanone gearbeitet. Seit einer Reihe von Jahren hat die Maxim-Schnellfeuerkanone als die beste Waffe gegolten. Jetzt wird dieser Rang auf das neue Geschütz übergehen, das im stande sein soll, ohne die geringste Gefahr für die Bedienung 1000 Schüsse in der Minute abzugeben. Die Erfindung unterscheidet sich von dem Maxim-Geschütz hauptsächlich dadurch, daß es statt eines Laufes deren zwölf besitzt, die der Reihe nach durch Drehung in die gleiche Stellung gebracht werden. Das Geschütz kann wie die Maxim-Kanone entweder auf einem Dreifuß oder auf Rädern

angebracht, in jedem Grad und Winkel geschwungen oder geneigt werden, ohne daß dazu ein erheblich größerer Kraftaufwand als bei dem Maxim erforderlich wäre. Durch eine einfache Handhabung erfolgt das Laden, das Feuer und das Auswerfen der Hülsen; die Kühlung der Läufe wird durch einen Wassermantel wie beim Maxim-Geschütz bewirkt, jedoch erreicht hier das Wasser infolge der Drehung der Läufe während des Feuerens von selbst alle von der Hitze ergriffenen Teile unmittelbar. Ein Maxim vermag im Höchstfall 640 Schüsse aus seinem einzelnen Lauf abzugeben. Wenn das neue Geschütz 1000 Schüsse in einer Minute liefert, so entfällt auf jeden Lauf nur ein Durchschuß von etwa 83, so daß eine weit größere Wirkung mit geringerer Anstrengung des Laufes erzielt wird. Die Erfahrungen, die im südafrikanischen Krieg mit den Maxim-Geschützen gemacht worden sind, haben die Wichtigkeit dieser beiden Umstände voll erwiesen. —

**Humoristisches.**

— Wie der Handlungsgehilfe spricht: Pünktlichkeit, im Schließen des Geschäfts, ist die Höflichkeit der Prinzipale. Besser einen dicken Chef als ein mageres Gehalt. Man soll den Chef nicht vor der Weihnachtsgratifikation loben. Gehalt giebt es Alliom. Vorstoß am ersten eines jeden Monats. — Schulkumor. Dorf-Schullehrer: „Hier sind zwei Eier; wenn ich nun noch zwei dazulege, wieviel sind es dann, Michael?“ Michael (steht auf, lacht pffrig und sagt): „Sie können ja doch keine Eier legen, Herr Lehrer.“ — („Jugend“.)

**Notizen.**

— Gebbels Drama „Ghys und sein Ring“ gelangt am 10. Januar im Schauspielhause zur Aufführung. — Verdis „Rigoletto“ wird noch im Laufe dieser Spielzeit neuinstudiert im Opernhause in Scene gehen. — Eine Klinger-Ausstellung, die in erster Reihe die Originalskizzen und Kompositionen zur Brahms-Phantasie bringen soll, wird am 27. Dezember im Kunsthallen Amelang eröffnet. — Ein großer deutscher Ingenieur-Kongress wird im nächsten Sommer vom Verein deutscher Ingenieure nach München berufen werden. Man erwartet 2000 Besucher. — Ueber die Direktion und den Beamtenstab der Sibirischen Eisenbahn werden in einem soeben veröffentlichten statistischen Werk höchst merkwürdige Angaben gemacht. Von den 1112 angestellten Personen der Eisenbahn läßt sich nur von zwei Dritteln feststellen, welche Beschäftigung sie vor Eintritt in den Eisenbahndienst hatten, während das bei 3985 ein Geheimnis bleibt. Man nimmt an, daß diese zum guten Teil Sträflinge waren, die die Spuren ihrer Verbrechen verwischt und falsche Namen angenommen haben. Von den 1112 Angestellten hatten nur 473 eine höhere Schule besucht, und nur 4000 überhaupt irgend eine Schule; die übrigen konnten weder lesen noch schreiben. Ueber 1000 der an der Eisenbahn angestellten Beamten waren wegen Raub, Mord, Einbruch und anderer schwerer Verbrechen nach Sibirien verbannt. —

**Büchereinsauf.**

— Hugo Salus: „Ernte“. Thril. München. Albert Langen. — Margarete Ventler: Gedichte. Berlin. M. Lilienthal. — Sven Lange: „Sommerpiel“. Novelle. Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann. München. Albert Langen. — Karl Larsen: „Sechzehn Jahre“. Roman. Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann. München. Albert Langen. — Tristan Bernard: „Ein Musterjüngling“. Roman. Autorisierte Uebersetzung von S. Gräfin zu Revenilow München. Albert Langen. — Rose Austerlitz: „Suggestion“. Roman. Berlin, Prag, Wien. Verlag „Maja“. — Heinrich Mann: „Diana. Roman der Herzogin von Assh.“ München. Albert Langen. — Heinrich Mann: „Minerba. Roman der Herzogin von Assh.“ München. Albert Langen. — Heinrich Mann: „Venus. Roman der Herzogin von Assh.“ München. Albert Langen. — Sven Lange: „Die stillen Stuben“. Drama. München. Albert Langen. — Auskunftsbuch für Schriftsteller. Herausgegeben von der Redaktion der „Feder“. Berlin. — Dr. Kurt Lampert: „Die Völker der Erde.“ Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker. Mit 400 Abbildungen nach dem Leben. 2. Band. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. Preis 12,50 M. — Verkehrsarte von Oestreich-Ungarn und den Balkanländern. Wien. G. Freytag u. Perndt. — Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 21. Dezember.